# Werdener Heimatblätter

**Organ des Geschichtsvereins für das Gebiet des ehem. Stiftes Werden**

Beilage zur „Werdener Zeitung"

Nr. 10 (Ausgabe 13. 2. 26) Schriftleitung: Dr. Franz Körholz, Werden 4. Jahrgang


## Erinnerungen an Werden a. d. Ruhr.

Vom Geheimen Baurat Prinzhausen.

Am 27. April 1883 trat ich in Werden meine erste Stelle als junger Regierungs-Baumeister an, um im Auftrage der Kgl. Regierung ein Wiederherstellungsprojekt der alten Abteikirche aufzustellen und außerdem die Bauleitung eines Erweiterungsbaues auf der Strafanstalt zu übernehmen. Nachdem ich im Hause des pensionierten Strafanstaltslehrers Birg Wohnung gefunden hatte, meldete ich mich bei dem ältesten Geistlichen, dem Herrn Kaplan van Oberger, welcher mich gleich an den Herrn Pastor Jacobs empfahl. Herr Jacobs war damals sozusagen der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt. Bei ihm und seinem Freunde Wilhelm Effmann fand ich ein großes Interesse für meine Arbeiten. Sie haben mich in jeder Beziehung unterstützt. Das Gleiche war der Fall beim Kirchenvorstande, insbesondere bei dessen stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Matthias Wiese. Mit den Herren Jacobs und Effmann, zu denen dann noch Herr Konrektor Sierp hinzutrat, haben wir dann zusammen die vom Archivrat Lacomblet veröffentlichten alten Urkunden über Werden studiert und manche Hinweise gefunden, die ich für mein Wiederherstellungsprojekt nutzbar machen konnte. — Eine besondere Freude war es für mich, meinen lieben Schulfreund von Mülheim, Herrn Wilhelm Diederichs, wieder zu finden. Er und sein Bruder Baptist Diederichs haben mir wahrhafte Freundschaft erwiesen. Beide Brüder hatten damals eine Goldleistenfabrik auf der Strafanstalt, die schon der Vater betrieben hatte.

Ueber die alte Abteikirche war in der amtlichen Zeitschrift für Bauwesen Anfangs der fünfziger Jahre eine Veröffentlichung erschienen. In dieser war an der Westseite der Kirche eine Vorhalle eingezeichnet und davor noch ein Kreuzgewölbe angedeutet, welches aber schon abgebrochen war. Durch Nachgrabungen konnte ich feststellen, daß hier ehemals 3 Kreuzgewölbe vorhanden waren. Diese und die Vorhalle bildeten ehemals eine kleine Kreuzkirche, von welcher noch verschiedene Reste, Fußböden usw. vorgefunden wurden. Alles das fand in Werden reges Interesse. Nicht vergessen möchte ich noch den damaligen Direktor der Strafanstalt, Herrn Kelbling. Der Erweiterungsbau auf der Anstalt konnte Dank seinem Entgegenkommen schnell und unter großen Ersparnissen fertig gestellt werden. — Gern erinnere ich mich auch an Herrn A. Mittweg, Herrn Dr. Kranz, an die Herren Gebrüder Huffmann und andere. Sehr rege war auch damals das musikalische Leben. Ein von einem Essener Musikdirektor geleiteter gemischter Chor leistete Vorzügliches. — Nun sind bald 43 Jahre vergangen, aber für mich gehören die Erinnerungen an Werden zu den schönsten meines Lebens.

Königsberg (Pr.), im Januar 1926.

## Der „Porthof", sein Name und seine Geschichte.

Dr. F. Körholz.

Der „Porthof", der allen Werdenern wohl bekannt und der Jugend gegenwärtig als Kirmesplatz besonders vertraut und lieb ist, trägt einen Namen, der leicht irreführt. Nach der Schreibweise möchte man ihn nämlich an Porte oder Pforte anknüpfen und hier ein Tor des Klosters oder der Stadt suchen. Diese irrtümliche Deutung findet sich auch in dem kürzlich erschienenen, sehr empfehlenswerten „Essener Heimatbuch". Ein Tor hat hier aber bestimmt niemals gestanden. Auch eine Verbindung des Porthofs mit der abteilichen Pförtnerei, wie sie beim Pörtingshof in Fischlaken vorliegt, läßt sich nicht nachweisen. Verfolgen wir aber den Namen in der Geschichte rückwärts, so finden wir bald seine ungezwungene Erklärung. Die Schreibung „Porthof" stellt sich da als eine verhältnismäßig junge heraus; sie ist erst seit der Säkularisation der Abtei Werden (1802) und der zwanzig Jahre später erfolgten Katasteraufnahme in ständigen Gebrauch gekommen. Die landfremden Beamten jener Zeit haben ja vielfach die mundartlich ausgesprochenen Namen nicht verstanden und in ihrem Sinne umgedeutet. Daher führen manche Grundstücke und Flurbezirke einen amtlichen Namen, den das Volk in dieser Form gar nicht kennt. So geht es dem Brehm, der in der Amtssprache noch immer „Priem" genannt wird, eine Bezeichnung, die der Umgangssprache so fremd ist, daß man der Deutlichkeit halber „Priem-i n s e l" sagen muß, um verstanden zu werden. Aehnlich erging es also auch dem „Porthof".

Der richtige Name lautet „Pothof". Die älteste bekannt gewordene Schreibweise vom Jahre 1414 ist „Poethove". (Das e in diesem Namen soll nur die Länge des o kennzeichnen, ebenso wie in den gleich nachher zu erwähnenden Namen das i bezw. y diejenige des a.) 1490 erscheint die Form „Pothove". Abt Duden (1573 bis 1601) gebraucht in seinen zahlreichen Aufzeichnungen in unregelmäßigem Wechsel die Schreibungen: Panthave, Paithave, Paithoff. In jener Zeit wurde — wahrscheinlich unter dem Einfluß des eindringenden Hochdeutschen — in vielen Wörtern das o in a verwandelt, z. B. Kaite = Katten, Raideland — Rodeland. Die Aussprache hat zweifellos immer „Pothoff" (mit offenem o in der ersten Silbe) gelautet; diese Form zeigt auch der alte Werdener Familienname Pot(t)hoff, der sich offenbar von unserem Porthof herleitet und dessen Anwohner bezeichnet. Der erste Bestandteil des Namens kommt von poten (paten) = pflanzen; Pothoff ist also der „Pflanzgarten". Diese an sich ganz klare Deutung des Namens wird bestätigt durch die Bezeichnung in einem um 1625 geschriebenen Güterverzeichnis der Abtei, das für Pothoff stets das lateinische Wort seminarium = Pflanzschule oder Pflanzgarten setzt. Der Pothof ist tatsächlich auch ein abteilicher Garten gewesen.

Das Klostergebäude war rings von Gärten umgeben, außer an der Südseite, wo der dicht herantretende Berghang deren Anlage nicht gestattete. Der Raum, den der Baumgarten im Westen des Klosters einnahm, wurde im Mittelalter in die städtische Siedlung Werden einbezogen. An die ehemalige Bestimmung des Platzes erinnert noch der Name Bungertstraße. Uebrigens ist der Baumgarten auch durch die schriftliche Quellenüberlieferung für das frühe Mittelalter einwandfrei nachweisbar. Der Propsteigarten im Norden der Abtei zwischen der heutigen Ruhr-, Schul- und Heckstraße, bestand als solcher noch bei der Aufhebung der Abtei. Im Osten schloß sich unmittelbar an die Klostergebäude der Konventsgarten an (der jetzige Zuchthaushof zwischen den alten Abteigebäuden und der Weberei). Nach seiner Lage und dem bei der Säkularisation in ihm vorhandenen Springbrunnen zu schließen, diente er zur Erholung der Brüder; in der schriftlichen Ueberlieferung ist auch einmal von einem solchen Garten zum Lustwandeln die Rede. Auch der an das Klosterportal anstoßende ehemalige Abtsgarten, der jetzige Garten des Direktors der Strafanstalt, ist früher wohl kaum ein eigentlicher Nutzgarten gewesen.

Der Konventsgarten nun ist ein Rest des alten Pothofs. Nach dem ältesten Katasterregister für die Stadt Werden umfaßt der Name Pothof alle Grundstücke zwischen der späteren Kellerstraße und dem Weinberg, von den Klostergebäuden an bis zur Ecke Kellerstr.-Velberterstr. Es war also eine recht ansehnliche Fläche. Das Tal, das der Pothof einnahm, war durch den Weinberg gegen Nordwinde geschützt, der gegenüberliegende Hang jenseits der Kellerstraße, früher „am Lehn", d. h. an der Berglehne genannt, war nicht so steil, daß er die Sonne abhielt. Nach Westen schlossen die Gebäude und Mauern der Abtei den Pothof ab. Die obere Oeffnung des schmalen Tales im Osten konnte leicht durch Bäume und Hecken einen schützenden Saum erhalten; tatsächlich hieß die obere Wiese im Pothof „unter den Bäumen".

Das Tal wurde von der Kruselbeke oder Kreuzenbeck durchflossen. Dieser Name wurde bis etwa 1600 gebraucht, ist heute aber ganz ausgestorben. Der erstgenannten Form nach möchte man annehmen, daß der Bach nach seinen Windungen „der sich kräuselnde" Bach genannt wurde. Jedenfalls aber ist die Bezeichnung von Kreuz abzuleiten. Viele Grenzbäche führen denselben Namen. An der Grenze wurden einzelne hervortretende Bäume durch eingehauene Kreuze gekennzeichnet. Daher hießen sie Kreuzbäume, und aus diesem Namen wurde später, als man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kannte, „Krausenbaum". Ein Kotten dieses Namens liegt an unserer Kreuzenbeck in der Nähe des „Schwarzen" an der Frielingsdorffschen Ziegelei. Ebenso ist das „krause Bäumchen" in Rellinghausen nichts anderes als der Kreuz- oder Grenzbaum. Der Grenzbach zwischen Haarzopf und Rüttenscheid heißt Kreuzenbeck, ebenso der an der Kluse vorbeifließende Bach, der das Werdener und Essener Gebiet voneinander scheidet. Unsere Kreuzenbeck im Pothof bildet nun auch wirklich weiter oberhalb die Grenze zwischen den Honnschaften Fischlaken und Heidhausen. Im Mittelalter zog sich durch ihr Tal unterhalb des Weinberges eine Landwehr, die mehrfach, z. B. im Jahre 1490, erwähnt wird; von ihr haben die Höfe Oberlanter und Unterlanter in Heidhausen ihren Namen erhalten. Ob aber diese Landwehr mit der genannten Grenze etwas zu tun hat, muß dahingestellt bleiben.

Die Kreuzenbeck trieb im Mittelalter ebenso wie die am Pothof in sie einmündende Steinbeck mehrere Schleifkotten. Seit dem 14. Jahrhundert waren solche in größerer Zahl an den Siepen im Werdener Gebiet entstanden. Nach zwei Jahrhunderten aber waren fast alle wieder eingegangen, die Schmiedeinnung der Stadt Werden hatte, auf ihre Zunftprivilegien gestützt, ihre Beseitigung durchgesetzt. Im 15. und 16. Jahrhundert sind als Anwohner des Pothofs fast nur Leute genannt, die den Namen „Mesmeker" (Messermacher), „Smed" oder den entsprechenden lateinischen Namen „Cultellifer" trugen. Dabei ist es kennzeichnend für die Unbeständigkeit der Familiennamen in einer Zeit, die noch keine Standesamtsregister kannte, daß diese drei Namen wahllos durcheinander gebraucht wurden und in einem Falle alle drei abwechselnd für ein und dieselbe Familie gesetzt werden. Ein Cultellifer hatte 1414 auch die abteiliche Mühle gepachtet, die der Kreuzbach am unteren Ende des Pothofs trieb. Sie lag ungefähr da, wo heute das Pförtnerhaus der Fabrik steht. Wie lange diese Mühle in Betrieb war, läßt sich nicht feststellen. Bei der Aufhebung der Abtei war sie zerfallen. Das Wasser des Baches wurde von ihr aus durch den Kirchhof, den Propsteigarten und die Stadt unterirdisch zur Ruhr geleitet; nur im Propsteigarten lag vor hundert Jahren noch ein Stück offen (hinter dem jetzigen Progymnasium und dem katholischen Pfarrhaus).

1802 bestanden noch die drei Stauteiche im Pothof, in welchen das Wasser für die Mühle angesammelt wurde. Sie dienten gleichzeitig als Fischteiche, „Fyschedyke". Heute ist nur mehr der untere vorhanden, die beiden anderen sind zugeworfen. Oberhalb der Teiche war der Boden sumpfig; daß er durch Anschüttung erhöht wurde, ist noch wohl in allgemeiner Erinnerung. Die Fläche zwischen dem obersten Teich (unterhalb des jetzigen Porthofplatzes) und der Einmündung der Kellerstraße in die heutige Velberterstraße wurde daher zum größten Teile als Wiese benutzt. Doch war die zur Kellerstraße leicht ansteigende Fläche,

HV 85

wo heute die Häuser der Strafanstaltsbeamten mit ihren Gärten liegen, Ackerland. Daß aber auch dieses Stück noch recht feucht war, läßt sein Name „Peddenbroick", d. h. Kröten- oder Froschbruch, vermuten.

Die Velberterstraße muß man sich für die ältere Zeit aus dem Pothofe fortdenken, sie wurde erst einige Jahre nach der Aufhebung der Abtei angelegt. Bis dahin fand der Weg, der von dem Wigtore längs der Stadtmauer zur Mühle am Pothof führte, seine Fortsetzung über den Pothof zwischen den Teichen hindurch. Er mündete vom Porthofplatz aus in die Kellerstraße. Durch das sumpfige Tal selbst konnte in jener Zeit kein Weg gelegt werden. Leider ist der Weg, der nach einer Karte aus den letzten Jahrzehnten der Abtei von der Pothofsmühle geradeswegs zum Borntor führte, heute nicht mehr vorhanden.

Bei dieser Beschaffenheit des Pothofgeländes blieb für den eigentlichen Garten nur der Streifen südlich der Kreuzenbeck übrig: das Peddenbroick und der Raum, den jetzt die Tuchfabrik, die Villa Forstmann und der obere Teil ihres Gartens einnehmen. Dieser Platz eignete sich aber auch für die Klostergärtnerei wie kein anderer in dem hügeligen Gelände. Seine Lage war nach jeder Richtung hin geschützt, und der Bach lieferte das Wasser zum Begießen der Pflanzen. An dem nach Süden offenen Hang dieses Tales zog man sogar Weinreben. Wissen wir bestimmt, daß die Abtei im 13./14. Jahrhundert in Hetterscheid, am Bilstein bei Kettwig und in Asterlagen bei Mörs Weinbau betrieben hat, so dürfen wir annehmen, daß auch der heute noch gebräuchliche Name „Weinberg" in Werden die wirkliche Bestimmung dieses Platzes in früherer Zeit bezeichnet. An seinem Abhange sieht man auch Terrassen, wie sie beim Weinbau üblich sind. Es war natürlich für das Kloster am bequemsten, wenn es den Wein in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ziehen konnte. So werden die unter dem Klostergesinde schon um 1000 und 1160 aufgeführten Winzerknechte in dem Weinberg am Pothof beschäftigt gewesen sein.

Die Ueberlieferung berichtet uns nicht im einzelnen, wie der Pothof ausgenutzt wurde. Nur einmal erfahren wir etwas: 1527 wird ein Müllerknecht für die Deichmühle am Pothof angestellt; er muß „de moelen truwelichen verwaren und regeren (in Ordnung halten), de Dyken uppen Paithoff verwaren und dair eyn upseen heben, de hoppe upem Paithave helpen regeren." Damals wurde hier also Hopfen angebaut. Im übrigen unterrichtet uns der Name selbst genügend über die Bestimmung des Pothofs: es war die Gärtnerei des Klosters. Hier zogen die Mönche im Mittelalter die Pflanzen der Gemüse und Heilkräuter, die Blumen und Ziersträucher und die Stämmchen der Obstbäume und vielleicht auch anderen Nutzholzes. Der Pothof lieferte die Setzlinge für die anderen Gärten des Klosters. Aber auch die Klosterbauern wird der Pothof mit Samen und Pflanzen versorgt haben, namentlich wenn es galt, aus dem Süden neu eingeführte Arten von Gemüse, Kräutern und Obst zu erproben und bei gutem Erfolge weiter zu verbreiten. Der Pothof war so ein Versuchsgarten und eine Mustermirtschaft, von der aus die weite Umgebung durch Einführung neuer Kulturen viel Förderung erfuhr. Natürlich lieferte der Pothof auch seinen Teil zum Unterhalt der großen Klosterfamilie. Wir dürfen aber dabei nicht übersehen, daß der Bedarf an Gemüse in einem mittelalterlichen Haushalt außerordentlich gering war, und daß die Abtei Erbsen, Bohnen und Rüben auch von den abhängigen Bauern als Abgabe erhielt.

Als zu Ende des Mittelalters die Abtei die Eigenwirtschaft immer mehr einschränkte und viele der bisher von den Klosterbrüdern und Knechten bebauten Grundstücke verpachtete, war der Pothof von den Bürgern der Stadt Werden sehr begehrt; denn diese hatten auf dem engen Raume der Stadt und in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft nur wenig zur Anlage von Gärten und Aeckern geeignete Fläche zur Verfügung. Indes lag gerade der Pothof auch der Abtei selbst zu günstig, als daß sie ihn ganz aufgegeben hätte. Nur wenige Stücke Land aus dem Peddenbroick und einige Gärtchen, zeitweise auch die Wiesen, gab sie ab, und zwar nur aus besonderer Gunst an ihre Angestellten oder an Leute, denen sie einen Gefallen tun wollte. So ist 1589 ausdrücklich vermerkt, daß sie dem „Orgelbläser" (Organisten) ein Stück Land „uth gunsten thu gebruicken" überlassen habe. Später zog sie das verpachtete Land im Pothof meist wieder an sich.

Bei der Aufhebung der Abtei wurden auch die vom Kloster selbst bewirtschafteten Grundstücke verpachtet. Die Wiesen im Pothof fielen nun an den Gärtner Barenberg und den Rentmeister der abteilichen Güter, Keller. Unter den fünf Morgen Land im Pothof, welche damals Heinrich Mühlsiepen, Ludger Josef Hellmann und Margaretha Elisabeth Heiden pachteten, ist wohl das Peddenbroick zu verstehen. Zwei kleinere Stücke erhielten Boetgenbach und die Witwe Holthausen. Außerdem wurden der katholischen Armenkommission 2½ Morgen Land überwiesen, die sie in kleinen Stücken an „arme Fabrikanten" (d. h. arme Fabrikarbeiter) weiter verpachten sollte. Von dem unteren Pothof, der damals noch als Garten bezw. Baumgarten benutzt wurde, blieb ein Teil bei der Rentei, einen anderen pachtete der Rentmeister Keller für sich, und einen dritten nahmen Forstmann, Huffmann und Dehmer, die 1804 ihre Tuchfabrik in den Wirtschaftsgebäuden der Abtei einrichteten, in Erbpacht. Unter dem letzteren Stück lag „die zu den Renteigebäuden (d. i. das Kloster) und dem Hofplatz führende Wasserleitung", und die Pächter mußten sich verpflichten, die Reparatur dieser Leitung zu gestatten, ohne daß sie Entschädigung dafür forderten. Diese Wasserleitung speiste auch offenbar den im Konventsgarten liegenden, oben erwähnten Springbrunnen. Sie ist wohl zu unterscheiden von der Leitung, die das Wasser aus dem Bornertal aus der Nähe der Clemenskirche zur Bornstraße führte. (Vergl. den folgenden Aufsatz.) Diese Leitung schloß ungefähr da, wo jetzt die Porthofstraße auf den Porthofplatz stößt, an die Kreuzenbeck an, die hier einen kleinen Teich bildete (Mitteilung des Herr A. Mittweg).

Später erwarb die Firma Forstmann und Huffmann auch den 1803 von Keller gepachteten Garten und kleinere Stücke hinzu und errichtete das noch jetzt stehende Fabrikgebäude, während Wilhelm Forstmann in dem daran anstoßenden Garten die „Villa Forstmann" erbaute. Die Pothofswiesen erwarb Johann Wilhelm Eigen in Schuir, von dem sie auf die Familie Bernsau übergingen. Als in den alten Abteigebäuden ein Zuchthaus eingerichtet wurde (1811), wurde das Peddenbroick nicht mehr verpachtet sondern von der Anstalt selbst aus bewirtschaftet; später wurden dort die Beamtenwohnungen angelegt.

Doch damit kommen wir bereits in eine Zeit, deren Geschehnisse noch allgemein bekannt sind. Der Zweck dieser Ausführungen sollte sein, die richtige Form des Namens „Pothof" festzustellen und die frühere Bedeutung des Gebietes aufzuklären, das diesen Namen trägt. Es hat einst dank der eifrigen Arbeit fleißiger Mönche ein gut Teil an dem Verdienste gehabt, das die Benediktiner — in Werden so gut wie anderswo — sich durch die Förderung der wirtschaftlichen Kultur erwarben.

---

# Anlage einer Wasserleitung in Werden vor 240 Jahren.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1684 (im Besitze des Herrn Max Boenneken, Grafenstraße) berichtet über die Bildung einer Interessengemeinschaft zur Anlage einer Wasserleitung in der Bornstraße. Die Urkunde lautet:

Wir zu Ende unterschriebenen Nachbaren der Bornerstraßen, zeugen und bekennen hiermit für uns, unsere Erben und Nachkommen, demnach wegen Legung der neuen Röhren (wodurch das Wasser unter der Bornerpforte her, die Straße hinab nach dem aufgerichteten Poste oder Viepenspfahl geführt wirdt undt zum halben Teil in hiesiger Abbeyen Meyeren, die andere Halbscheidt aber zu unserer sämbtlichen Nachbarn Behueft ablaufet) und deßwegen erfordernden Kosten einige Beschwer entstanden und dann Seiner Hochwürden sich auf unser unterthänigstes Anhalten sich gnädig erkläret, vor diesmal und ohne Consequenz zu verordtnen, damit ihrer Abbeyen jetzigen Kellner solche neuen Röhren leggen lassen, jedoch daß wir Nachbaren die dabei nötige Handtarbeit leisten und verrichten sollen. Daß wir sothanige Hochwürdige und Gnädige Erklärung nicht allein mit unterthänigem Dank angenommen, sondern uns auch verpflichtet haben undt Kraft dieses verpflichten, da insküntig die Röhren zu reparieren oder neue zu legen oder auch deßfalls etwas zu machen oder zu wenden nötig sein würde, daß weilen wir des halben Wassers genießen, auch jedesmals von allen dazu erfordernden Kosten die Halbscheidt unweigerlich abtragen und bezahlen, sodan in dem Post, woraus zu unserem Behueft das Wasser fließet, einen Kranen, damit das Wasser nicht unnötig und unnützlich abfließe, jederzeit auf unsere Kosten halten sollen und wollen. Zur Urkund der Warheit haben Seiner Hochwürd. Gnad. befohlen, diesen Schein nicht allein in Duplo auszufertigen, sondern auch von dero Pater Kellner unterschreiben lassen, sodan wir eingangs gedachte Nachbaren solchen eigenhändig subscribiret.

So geschehen Werden, den 13. Juni 1684.

Fr: Bernardus zur Hagen, Kellner mpp,
Johann Keller mpp,
Gerhardt Overham,
Conradus Godefridi im Nahmen seiner Kinder,
Ludger Verholtz, nahmen Eyrenhaus,
Wilhelm Nifiant,
Jann Heidtgens,
Johannes (unleserlich),
Gerhardt Beitell,
Jan Walscheidt,
Joh. Keller auf Begehren Jakob Losen, so schreibens unerfahren,
Berndt Rodder,
Hindrich Cöllsch,
Antonius Klein,
Ww. Heiden,
Adolf Niviandt.

Anscheinend handelte es sich um das Auffangen des Wassers aus den auf dem Bornerberge entspringenden Quellen (Clemenspöttsche usw.). Wie aus der Urkunde hervorgeht, übernahm die Abtei die Lieferung der Röhren, wahrscheinlich Holzröhren (Rennenbö-im), während die Anwohner der Bornstraße die erforderlichen Arbeiten verrichteten. Wie es scheint, war auch ein Reservoir errichtet, damit zu Zeiten, wo das Wasser nicht so reichlich floß, die Beteiligten nicht in Verlegenheiten kamen. Anders läßt sich die in der Urkunde erwähnte Bedingung, in Vipens Post, wahrscheinlich eine nach einem früheren Nachbarn benannte aufrechtstehende Holzröhre, einen Kranen anzubringen, nicht erklären. Es ist wohl anzunehmen, daß Vipens Post an der Stelle sich befand, wo in späteren Jahren die sog. Fonte-i stand (auf dem freien Platze vor dem Donsbachschen Hause), welche noch bis in die neueste Zeit den Anwohnern der oberen Bornstraße immer frisches und wohlschmeckendes Quellwasser spendete. K. P.

---

# Ein Tag aus dem Leben einer Werdener Bürgerfamilie in früherer Zeit.

Beiträge zur niederdeutschen Sprachforschung von Karl Püttmann.

Bei den Jahrtausendfeiern der Rheinlande, welche im verflossenen Jahre überall in unserer Heimat begangen wurden, wird schon manchem der Gedanke gekommen sein, in welcher Sprache mögen sich unsere Vorfahren vor 1000 Jahren in unserer Gegend wohl verständigt haben. Nach Ansicht sämtlicher neueren Geschichtsforscher war unsere Heimat zur Zeit, als der hl. Ludgerus in die hiesige Gegend kam (um 796), schwach besiedelt. Die Siedler gehörten zum Stamme der Franken, welche hauptsächlich zu beiden Seiten des Rheines wohnten und die auch jedenfalls eine gemeinsame Sprache gehabt haben. Heute noch hat das Plattdeutsch, wie es am Rhein und im Bergischen gesprochen wird, keine sehr großen Unterschiede. Das Platt unserer Gegend hat aber nun Ausdrücke, welche man sonst nicht findet, es ist von allen Mundarten der Umgegend verschieden, und es drängt sich vielleicht der Gedanke auf, ob nicht doch in früherer Zeit, ehe die Geschichtsschreibung für die hiesige Gegend einsetzte, Reste eines Volksstammes mit einer eigenen Sprache hier ansässig waren, aus welcher manche der heute noch, wenn auch nicht mehr in ursprünglicher Form, gebrauchten Ausdrücke übernommen sind. Auffallender Weise schließt die Werdener Mundart fast genau mit den uralten Grenzen des früheren Pfarrbezirks ab.

An der Bracht in Bredenen war in alter Zeit die Grenze zwischen Franken und Sachsen und später die Grenze des Werdener Pfarrbezirks, und vor etwa 50 Jahren noch sprach man im letzten Haus diesseits jener Grenze die Werdener Mundart und im ersten jenseits schon die niedersächsische (westfälische) Mundart. Ebenso war es in der Heisinger bezw. Byfanger und Dilldorfer Gegend.

Leider hat sich aber auch in unserer Volkssprache, wohl hauptsächlich erst in den letzten 50 bis 60 Jahren, vieles geändert. Ausdrücke, welche in jener Zeit noch allgemein gebraucht wurden, kennt man heute kaum mehr. Andern besonders derben, darum aber recht originellen Ausdrücken hat man eine mildere Form gegeben.

Es soll nun versucht werden, nachstehend eine Reihe plattdeutscher Ausdrücke in Erinnerung zu bringen, welche man heute ganz wenig oder überhaupt nicht mehr hört. Um aber den Leser durch

eine einfache Aufführung plattdeutscher Werdener Worte und deren Uebersetzung ins Hochdeutsche nicht zu ermüden, wollen wir im Geiste das Tagewerk einer Werdener Bürgerfamilie, etwa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die plattdeutsche Sprache noch allgemein gebraucht wurde, mit seinen Arbeiten, Zerstreuungen und Erlebnissen durchgehen.

In der Ochte (sehr früh am Tage) begann man damals sein Tagewerk. Der Hausherr ging zuerst über die Dähl (Tenne), an welche meistens auch die Viehställe gebaut waren und sah hier, ob alles in Ordnung war. Zu jener Zeit hatten viele Bürger noch etwas Landwirtschaft und Kühe und Schweine. Das Vieh mußte gefüttert werden. Das Futter für die Haustiere wurde auf dem Heu bön untergebracht. Bön war der allgemeine Ausdruck für Speicher. Die Hausfrau war inzwischen auch nicht untätig gewesen und hatte ein Köppke (Tasse) Kaffee fertiggestellt. Nachdem man nun gemütlich Kaffee getrunken, wurde das Tagewerk besprochen, der Bürger begab sich jetzt zur Werkstelle oder zum Kontor, wo er jedem der inzwischen eingetroffenen Gehilfen des Geschäfts eine passende Arbeit zuteilte. War unter den Gehilfen einer, welcher gerne lenter fenterte (nicht sehr fleißig war, mit der Arbeit überhaupt nicht vorwärts kam, keine Lust zum Arbeiten hatte), so mußte ein solcher schnell wieder sein Bündel schnüren. Am liebsten waren die Gehilfen, welche brasselten (fleißig arbeiteten).

Die Frau machte unterdessen die Kinder zur Schule fertig; vorsorglich, damit die zu jener Zeit teuern Kleider nicht beschmutzt wurden, bekamen die Kleinsten einen Schmutzkehl (Kittelschürze) um, während die Mutter sich selbst einen Schlldok (Schürze) umband und die Küchenarbeiten besorgte.

Unser Bürger, welcher nun den ganzen Vormittag tüchtig mitgeschafft hatte, mochte, wenn auch die Arbeit drängte, doch seinen gewohnten Frühschoppen nich entbehren, einesteils um Neues zu erfahren, andernteils aber auch, um mit andern Nachbarn über Gemeindeangelegenheiten und Politik te kalle (zu sprechen). In jener Zeit galten noch die Goetheschen Worte:

Nichts Schöneres denk ich mir
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn drunten weit in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen.

Wenn der Bürger von der Arbeit erhitzt war, trank er sich vor dem Bier en Pennsche (kleinen Schnaps). Beim Frühschoppen wurde ab und zu auch ein Kartenspielchen gemacht: Säßonsässig öwer Krüz oder Napoleon. Es kam hierbei auch vor, daß einer der Mitspielenden versuchte, das Glück zu korrigieren und futelte (mogelte). Wehe aber, wenn er dabei ertappt wurde. Önösele Fullek hieß es dann (schlechter, abscheulicher Mensch) und es konnte passieren, wenn die Sache nicht schnell wieder in Ordnung gebracht wurde, daß er hinausgeworfen wurde und sich oppe Ko—unte in der Grö—ite (damals noch mit Abwässern fließende Straßenrinne) wiederfand und Hut oder Mütze achter drachter (hinterher) flogen. Wenn derartiges vorfiel, wurde es schon mal etwas länger beim Frühschoppen, und kam der Bürger dann nach Hause, war es möglich, daß seine Frau futterte. Dieses futtern hat aber mit essen, speisen nichts zu tun, es waren Vorwürfe über das lange Ausbleiben des Mannes. Den Ausdruck hört man heute nicht mehr. Riskierte der Mann Entgegnungen, konnte das Futtern leicht zum Schängen (Schimpfen) übergehen, und dann wurde die Sache für den Hausfrieden brenzlich. Da es aber net döckes (häufig) vorkam, daß der Bürger lange beim Frühschoppen saß, wurde der Hausfriede nicht sonderlich getrübt. Man setzte sich zu Tisch, und wenn gerade die Bohnenzeit war, wird die Hausfrau auch wohl das Lieblingsgericht ihres Mannes: Pröttelsopp (ein Bohnengemüse mit Aepfeln) gekocht haben.

Nach Tisch nahmen beide Teile ihre Arbeit, nach einer kleinen Ruhe, wieder auf. Die Hausfrau räumte ab und spülte das Tischgerät. Zum Spülen benutzte sie den Schöttelplang (Spültuch). Die Küche wurde sauber geschrubbt und mit weißem Sand bestreut. Die Metallgeschirre waren vielfach aus Messing und immer blank geputzt, denn wenn die eine oder andere Nachbarin vorsprach, durfte die Küche auf keinen Fall knöselich (unsauber) aussehen, da man sonst leicht als Knösel (unsauberer Mensch) verschrien wurde. Das Wort Knösel wurde auch im allgemeinen als verächtlicher Ausdruck gebraucht. Im Laufe des Nachmittags kamen denn nun auch die Kinder aus der Schule. Sie erhielten, da sie Hunger hatten, eine tüchtige Botteramm (Butterbrot) und durften sich, nachdem sie ihre Schulaufgaben fertiggemacht hatten, auf der Straße und auf dem Hof herumtummeln. War ein Rasen in der Nähe, so wurde dieser mit Vorliebe aufgesucht und Kusekopp (Mensendieken) geschlagen. Die Kinder hatten zu jener Zeit noch manche Spiele, die man heute nicht mehr kennt. Die Wechter (Mädchen) spielten mit Vorliebe Gaterts. Zum Gaterts-Spiel gehörten vier Knochen aus den Gelenken der Schafe und ein Ball. Das Spiel bestand aus vier Teilen: Einer, Stöner, Löker und Böker. Die vier Gaterts (oben bezeichnete Knochen) wurden wie Würfel geworfen und mußten eine bestimmte Stellung einnehmen. Wem dieses beim ersten Wurf gelang, durfte anfangen zu spielen. Das spielende Mädchen warf nun einen Ball in geringe Höhe und mußte, während der Ball in der Luft schwebte, den Gaterts die durch obige vier Worte bestimmte Stellung geben, und zwar sämtlichen Gaterts in der Reihenfolge der vier Worte, welche diese Stellung angaben. War dieses gelungen, wurden die Gaterts zwischen jedesmaligem Ballen von der Spielerin fortgenommen und das Spiel war gewonnen. Es gehörte eine große Geschicklichkeit dazu, das Spiel ununterbrochen zu Ende zu führen. Das Gaterts spiel wurde gewöhnlich auf dem Dörpel (Treppe vor der Haustüre, auch Schwelle) gespielt.

Die männliche Jugend spielte mit Vorliebe Mutte kloppe, wobei ein faustgroßer Stein mit einem Stock nach einem bestimmten Ziel geschlagen werden mußte. Das Spiel war für die benachbarten Fensterscheiben und auch für die Köpfe der Jungen nicht ganz ungefährlich.

Unser Bürger war nun in Werkstatt oder Kontor recht fleißig gewesen und durfte auch daran denken, Feierabend zu machen. „Rüstig zur Arbeit, froh in der Rast", hieß es bei den alten Werdenern und auch bei der jüngeren Generation. Nach dem Abendessen machte er gewöhnlich einen Spaziergang langes de Ruhr (der Ruhr entlang) und sah dem Treiben der Aakesbasen zu, deren Aak (Schiff) gewöhnlich zum Wechseln der Paddpäd (Pferde, welche den Aak den Heuer-Strang (Schleusenkanal) hinaufzogen, in der Nähe des Kolkenberg, ungefähr dort, wo jetzt der Aufgang zur Brücke ist, anlegte. An Sommerabenden wird er sich auch schon mal einen Flieger (Nachen) genommen haben, welche damals nur mit zwei Lappen (Riemen) versehen waren, und auf der Ruhr gelappt (gerudert) haben. War das Wetter weniger gut, suchte er am Stammtisch Erholung von des Tages Arbeit und Mühen. Hier hatten sich denn auch bald andere Bürger eingefunden, einige im Kamesohl (kurze Jacke) und Baselun (Kittel), andere wieder, deren Beschäftigung danach war, in Kragen und seidener Halsbinde. Diese letztere Tracht war, nach heutigen Begriffen, nicht sehr kommod (bequem), besonders wenn der weiße Umlegekragen etwas spack (eng) war. Legte damals aber einer, der körperliche Arbeit verrichtete, an Werktagabenden Kragen und Halsbinde um, wurde dieser wohl heimlich Quacksprenger oder Witzmö—is genannt, d. h. er will mehr scheinen, als er ist. War es aber ein Mann, welcher überhaupt nicht ernst zu nehmen war, nannte man ihn noch Flabes. Verirrte sich mal ein etwas besser gekleideter junger Mann in die behäbige Stammtischgesellschaft, so tuschelte man sich gegenseitig zu: Stehlmosheerke oder Pennigskes-Schriewer. Die Worte bezogen sich meist auf Schreibgehilfen, welche damals sehr schlecht entlohnt wurden, die sich aber etwas darauf einbildeten, daß sie keine körperliche Arbeit zu verrichten brauchten. Betrat ein Gast das Lokal, welcher es im allgemeinen mit einem tugendhaften Leben nicht sehr genau nahm und dieses auch durch seine Reden kundtat, so hieß es: dä Fäger. Einen Mann aber, der sich abseits setzte, obgleich er mit allen bekannt war, überhaupt Gesellschaft mied, nannte man: dän E—inbö—imige. Fragte einer aus der Gesellschaft viel mehr, als schicklich war, wurde er häufig mit dem Worte „du Wiesnas" zurechtgesetzt. War aber einer schlau, wußte ziemlich über alles Bescheid und verstand einen Vorteil wahrzunehmen, hieß es: dä Spenneflecker. Solch ein Spenneflecker machte gerne Witze und erzählte häufig selbst erfundene Neuigkeiten. Wurden die Lügen aber zu dick aufgetragen, verwahrte man sich mit den Worten: Mak os ken Fitzkesmiere (blauen Dunst) vör. Es kam nun auch schon mal vor, daß der eine oder andere aus der Gesellschaft den dick aufgetragenen Lügen eines Spenneflecker doch Glauben schenkte oder sich hierdurch zu Handlungen verleiten ließ, deren schädigende Folgen von den meisten vorauszusehen waren. Dann sagten die andern Bürger wohl achselzuckend: So'n Allefatskäke. Es war dieses im allgemeinen der Ausdruck für einfältige und beschränkte Menschen. Einer der für die Bürger unsympathischsten Gäste war ein Schmuser, ein Mann, welcher sich gerne bei jedem einschmeicheln wollte. Schmuste er besonders gern, um eines kleinen Vorteils willen bei seinen Vorgesetzten, nannte man ihn Dumendreier. Man muß aber nun nicht denken, daß die mit den vorstehenden Beinamen Betroffenen dieses besonders übel nahmen, o nein, so ebelig (feinfühlend, leicht klagend) war man im alten Werden nicht; regte sich aber doch mal ausnahmsweise jemand darüber auf, hieß es: Dat Ebelsche. So unterhielt man sich in der Stammtischgesellschaft über die Fehler und Tugenden seiner Mitmenschen und auch über die Ereignisse des Tages. Am meisten interessierte die Gäste, wer om Scho—uf log (wer gestorben war), auch, wenn dieses kein Werdener war, wo er van dänner war (wo er hergekommen), wer das Kisfaht (den Sarg) machte, die Sorgen der Rohgelotene (Hinterbliebenen), alles bekümmerte die Bürger der damals noch kleinen Stadt. Da die meisten der Stammtischgäste Land- oder Gartenwirtschaft hatten, so war es an Sommerabenden selbstverständlich, daß auch über die Aussichten des Bäu (der Ernte) gesprochen wurde. Das Ro—ufohr (Gemüse und Kartoffeln) wurde damals meistens selbst gezogen, und deshalb hing ein gut Teil Wohl und Wehe von der Ernte ab.

So war es schließlich bei der Unterhaltung in Ernst u. Scherz Zeit geworden, nach Hause zu gehen. Man trank noch einen Affsacker (kleinen Schnaps) und trat fötsche vör fötsche (langsam, Schritt vor Schritt) den Heimweg an, da man sich noch allerhand zu erzählen hatte. Es konnte nun vorkommen, daß unser Bürger vergessen hatte, den Hausschlüssel einzustecken; dann half vielleicht ein anderer der Gesellschaft, welcher zufällig ein Klösken (Dietrich) bei sich hatte, mit diesem aus.

Wenn der Bürger nun früh genug zu Hause war, fand er in der Regel dort noch Gesellschaft. Es hatten sich, um seiner Frau die Zeit zu verkürzen, Nachbarfrauen eingefunden, und es war tüchtig gefladdert worden (über wichtige und auch gleichgültige Dinge lange unterhalten). Heimlich wird dann auch wohl manche der Nachbarinnen in dem Kreise, welche es ganz besonders verstand, zu fladdern, und mit ihren Reden kein Ende finden konnte, Fladdermötsche genannt worden sein. Es ist früher schon vorgekommen, daß den Frauen, welche auf der Straße lange zusammenstanden und fladderten, zum Gaudium der Passanten und besonders der Straßenjugend, Stühle gebracht wurden. Dem Bürger war es meistens angenehm, wenn er zu Hause noch Gesellschaft fand, er köbelte gerne noch etwas vor dem Schlafengehen, Köbeln nannte man es, wenn einer über gleichgültige Sachen lang und breit und nicht zusammenhängend sprach. „Er hat Köbel-Water getrunken" (Bier oder Wein, auch Branntwein) sagten dann die Frauen und verabschiedeten sich mit scherzenden Abschiedsworten.

Das Tagewerk unserer Bürgerfamilie war nun zu Ende, und es wurde Zeit, zur Ruhe zu gehen. Man tat dieses mit dem Bewußtsein, einen schönen Tag verlebt und seine Pflichten erfüllt zu haben.

Unsere Muttersprache wird nun wohl in früherer Zeit noch viel mehr originelle Ausdrücke gehabt haben, welche heute nicht mehr bekannt sind. Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, daß die heute noch bekannten Ausdrücke nicht der Vergessenheit anheimfallen, mögen sie Anregung geben, daß die Sprache unserer Vorfahren mehr gebraucht wird und wieder zu Ehren kommt, dann wird der Zweck dieses Artikels erreicht sein, und man wird sagen können: Et hätt gebatt (geholfen).

---

# Literatur zur Familienkunde.

Von Dr. Hubert Daverkosen.

Seit etwa zwanzig Jahren zeigt sich im deutschen Volke neben einer größeren Empfänglichkeit für die Heimatforschung auch mehr Sinn für die Familienkunde. Die Erschütterungen des großen Krieges und seiner Folgen haben ihn nicht zu vernichten vermocht; im Gegenteil, die vielen schmerzlichen Lücken, die durch den Krieg in so manchen Häusern zu beklagen sind, ließen manchen sich auf seinen Verwandtenkreis besinnen. Der Umsturz, der in ungestümem Drange in unserem Vaterlande alles auf den Kopf zu stellen drohte, konnte den Begriff der Familie, die da ist der Urkeim aller gesellschaftlichen Ordnung, nicht verwischen. Er hat bei vielen das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt und den Sinn für die eigene Sippe und ihre Geschichte erst geweckt.

Glaubte man früher Familienkunde als ein Vorrecht adeliger Geschlechter betrachten zu können, als eine Spielerei mit nichtigen Dingen abtun zu dürfen, so brach sich doch allmählich die Erkenntnis Bahn, daß es etwas Schönes ist, sich in Väterart und Vätersitte liebevoll zu vertiefen, und daß es ebenso nützlich wie lehrreich ist, aus der Vergangenheit die Gegenwart, aus den Vorfahren sein Ich verstehen zu können. Man lernte aus den mehr oder minder reichen Nachrichten über Beruf, Wohnort, Lebensdauer, Krankheiten usw. der Vorfahren Rückschlüsse zu ziehen auf die Vererblichkeit körperlicher oder geistiger Eigenschaften, auf Anlagen zu Krankheiten, Langlebigkeit, Neigungen zu bestimmten Berufen usw. in den einzelnen Familien. Daß die so gewonnenen Ergebnisse, namentlich wenn sie von mehreren Generationen vorliegen, für die Wissenschaft sowohl nach der rein historischen Seite, als auch nach der sozialpolitischen und biologischen Richtung hin von weittragendster Bedeutung sind, bedarf wohl keiner Frage.

Gar mancher möchte gern eine Geschichte seiner Familie haben, einen Stammbaum aufweisen können, aber er weiß nicht, wie er es anfangen soll, zumal wenn er fern von den großen Bildungszentren mit ihren reichhaltigen Büchereien und umfangreichen Archiven sitzt. Da gilt es zunächst, sich etwas mit der familienkundlichen Literatur bekannt zu machen, um die Methoden, die Quellen und Hilfsmittel des Genealogen kennen zu lernen. Als wohlfeile Büchlein wären zu empfehlen: E. Devrient, Familienforschung und F. Wecker, Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung. Wissenschaftlicher gehalten sind die Bände: O. Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie und O. Forst-Battaglia, Genealogie. Schließlich sei noch das zweibändige Standardwerk: Handbuch der praktischen Genealogie von E. Heydenreich genannt. Für Jugendliche sei besonders empfohlen: Familien- und Heimatbüchlein von Oberregierungsrat M. Walter. (Verlag Boltze, Karlsruhe.) Preis 1.— M.

Schon nach kurzer Zeit werden dem eifrig Forschenden allerhand Fragen aufstoßen, deren Beantwortung nicht immer so ganz einfach ist. Z. B. Woher mein Familienname? Was bedeutet er? Da gibt Heintze-Cascorbi's prächtiges Werk, Die deutschen Familiennamen, das soeben in 6. Auflage erschien und viele Tausende deutscher Familiennamen wissenschaftlich erklärt, die gewünschte Auskunft. Weitere schwierige Fragen sind die: Hat meine Familie ein Wappen? Wie sieht es aus? Was bedeutet es? Aufklärung bieten hier ein kleineres Büchlein: M. Hildebrandt, Wappenfibel, und ein größeres Werk: B. Koerner, Handbuch der Heroldskunst. Nicht zu umgehen sind auch Forschungen in dem gewaltigen Wappenwerk von F. Siebmacher, das auf über 600 Lieferungen angewachsen ist. Auskunft durch den Verlag Bauer und Raspe in Nürnberg.

Auch die neuerdings immer mehr Beachtung heischende biologische Seite der Familienforschung muß berücksichtigt werden. Deshalb greife man zu W. Scheidt, Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde. Hier werden behandelt: Die Vererbung und die Verteilung der Erbmasse unter die Nachkommenschaft, die Einflüsse und die Einschätzung der Umwelt, der Begriff Rasse, die Vererbung einzelner Merkmale usw. Beobachtungsblätter und Fragebogen, die dem Werk beigegeben sind, leiten zu eigenen Forschungen und Versuchen an. Ferner wären hier zu benutzen: Die weitverbreiteten Bücher des feinsinnigen Jesuiten H. Muckermann: Kind und Volk. 1. Teil: Vererbung und Auslese. 2. Teil: Gestaltung der Lebenslage, sodann: H. F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes und das soeben erschienene Werk: K. H. Bauer, Biologische Grundlage der Rassenhygiene. Unerläßlich für den Familienforscher ist auch der Beitritt zu einer der zahlreichen in Deutschland bestehenden familienkundlichen Gesellschaften. Der geringe Jahresbeitrag macht sich bezahlt durch die Zeitschrift, die jedem Mitgliede kostenlos geliefert wird. Für das Rheinland käme da die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde E. V. Sitz Köln in Frage. Jahresbeitrag 5 M. Zeitschrift sind die „Mitteilungen der Westdeutschen Ges. für Familienkunde", die etwa 6 mal jährlich erscheinen. Andere bedeutende Zeitschriften sind: „Familengeschichtliche Blätter, herausgegeben von der Zentralstelle E. V. in Leipzig", „Zeitschrift der Zentralstelle für Niedersächsische Familiengeschichte" Hamburg, „Blätter für Württembergische Familienkunde" Stuttgart, „Mitteilungen des „Roland" für sächsische Familienforschung", Dresden, „Nachrichten der Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck", Cassel, „Der Deutsche Herold", Berlin, „Maandblad van het Genealogisch-heraldisch Genootschap: „De Nederlandsche Leeuw" 's Gravenhage, „Kultur und Leben, biologische Familienkunde" (Verlag L. Spindler, Nürnberg), „Familiengeschichtliches Such- und Anzeigenblatt" (Verlag Degener u. Co., Leipzig). Fertig abgeschlossene Stammreihen aufzunehmen, um sie der Mitwelt bekannt zu geben und der Nachwelt zu erhalten, ist das Ziel, das sich Dr. Bernard Koerner, der Herausgeber des jetzt in 50 Bänden vorliegenden deutschen Geschlechterbuches (Verlag C. A. Starke, Görlitz) gesteckt hat. Von dem Umfang des Werkes erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß in ihm etwa 1500 Stammfolgen mit etwa 100 000 Familiennamen enthalten sind.

Wer in der Lage ist, seine Forschungsergebnisse in einem besonderm Werke veröffentlichen zu können, möge es tun. Willkommene Fingerzeige für die Abfassung einer Familiengeschichte gibt E. Engelhard, Totentanz oder Lebenszug? (Bergwart Verlag.) Der Verfasser hat Recht, wenn er behauptet, daß die meisten Familiengeschichten so wenig Anklang finden, weil sie statt einer Geschichte des Geschlechtes selbst nur eine trockene Aufzählung und Aneinanderreihung von Daten über einzelne Personen enthalten.

Da es nicht jedermanns Sache ist, wissenschaftliche Bücher und Werke zu studieren, ist der Gaienhofener Dichtermediku Ludwig Finckh auf den Gedanken gekommen, Anleitungen zur Familienforschung in volkstümlicher Form unter die Leute zu bringen, und zwar durch die in anmutigem Plauderton geschriebenen Bändchen „Ahnenbüchlein", „Die Ahnengarten" und „Der Ahnenhorst". Auch in seinem Buche „Der Vogel Rock" behandelt Finckh genealogische Probleme, wie denn überhaupt die Familienkunde im Laufe der neuesten Zeit ihren geistigen Niederschlag in den verschiedensten Werken moderner Erzählungskunst gefunden hat. Neben Finckh ist da zu nennen der Würzburger Archivdirektor August Sperl, dessen Werke zum Teil als Werbeschriften für die genealogische Forschung bezeichnet werden können. Zwanglos fügen sich hier genealogische Erörterungen in den Rahmen einer Romanhandlung ein, ohne aufdringlich oder gar störend zu wirken. Es seien bloß erwähnt die prächtigen Bücher: Die Fahrt nach der alten Urkunde" und „Der Archivar", sowie der historische Roman „Die Söhne des Herrn Budiwoj". Auch noch in zahlreichen anderen Dichtungen der modernen Literatur finden sich Abschnitte, in denen familienkundliche Fragen aufs Tapet kommen, so vor allem die der Vererbung körperlicher und seelischer Eigenschaften oder der Rassenmischung. Auch über die Bedeutung der Familienkunde, die Pflege der Familientradition und das Wirken eines zähen Sippengeistes finden da sich manche bedeutsame Kapitel. Aus der Fülle dieser, man könnte fast sagen „genealogischen Belletristik", seien nur hervorgehoben: Franz Adam Beyerlein: „Similde Hegewalt", Theodor Storm: „Aquis submersus" und „Von jenseits des Meeres", Rudolf Presber: „Mein Bruder Benjamin", Adalbert Stifter: „Die Narrenburg", Thomas Mann: „Die Buddenbrooks", Clara Ratzka, „Familie Brake", Josef Winckler: „Pumpernickel", sodann von rheinischen Dichtern, insbesondere Rudolf Herzog, der in seinen Romanen „Die vom Niederrhein", „Die Wiskottens" und „Die Stoltenkamps und ihre Frauen" uns die Geschichte rheinischer Fabrikanten- bezw. Kaufmannsfamilien schildert, Ludwig Mathar, der in seinem Roman „Das Glück der Oelbers" die Entwicklung der Monschauer Fabrikantenfamilie Scheibler darstellt, W. Langewiesche, der in seinen „Wolfs", Erzählungen um ein Bürgerhaus, die Geschichte der Rheydter Industriellenfamilie Lenssen entwickelt und Josef Ponten, der in dem Roman „Der babylonische Turm" von der Sprachverwirrung einer Familie Großjohann handelt.

Daß nachdenkliche Leser durch die Lektüre derartiger Dichtungen angeregt werden, den Spuren ihrer eigenen Familie nachzugehen, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Diese im Vergleich zur naturgemäß etwas trockenen genealogischen Fachliteratur reizvollere Kost wird sicherlich manche Herzen für familienkundliche Bestrebungen gewinnen und manchen, der bisher aus Unkenntnis oder Lauheit abseits stand, für die familienkundliche Bewegung Feuer fangen lassen.

Unsere Bewegung ist auf dem Marsche! Der badische Minister des Kultus und Unterrichts hat bereits unter dem 26. Mai 1925 Belehrungen über Familienforschung für sämtliche Schulgattungen angeordnet. Die anderen deutschen Staaten werden da nicht zurückbleiben, denn die Familienkunde ist ein wertvoller Erziehungsfaktor nicht bloß für den einzelnen und seine Sippe, sondern auch für unsere Volksgemeinschaft.

Mögen vorstehende Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und manchen Leser, begünstigt durch die Muße der langen Winterabende, zur Tat schreiten lassen, denn

Heil dem Manne, der die Blicke
Gern zu seinen Ahnen kehrt,
Seiner Väter soll sich freuen
Wer sich fühlt der Väter wert!

(Hesekiel.)

## Bücherschau.

**Abriß der Geschichte des Stifts und der Stadt Werden.** Von Dr. F. Körholz. Verlag von W. Flügge, Werden. Preis 1,60 M.

Von Freunden der Werdener Geschichte wurde es beklagt, daß keine kurze Zusammenstellung des Werdegangs von Stadt und Stift Werden zu erhalten war, seitdem die Werke von Schuncken und Flügge vergriffen sind; auch fehlte es an einem Buche, welches in handlicher Form den Stoff für den heimatkundlichen Unterricht geboten hätte. Diesem Mangel sucht der Abriß der Werdener Geschichte abzuhelfen.

In 11 Abschnitten stellt er die Entwicklung unserer Heimat von den frühgermanischen Zeiten bis zur Gegenwart dar, gestützt auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, aber in einer Form, die wohl allen verständlich ist, so daß es sich auch zur Verwertung im Unterricht empfehlen dürfte.

Besonderer Wert ist dabei auf die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens im Mittelalter und in der Neuzeit und auf die Entstehung und das Wachsen der heimischen Siedlungen gelegt worden. Ueber diese Gebiete hat die neuere Forschung viele bemerkenswerte Aufklärungen gebracht, die aber noch nicht Allgemeingut geworden sind. Eine Karte, die dem Abriß beigegeben ist, veranschaulicht das Gebiet des alten Stifts Werden und die gegenwärtige, durch mehrfache Umgemeindungen geänderte Verwaltungseinteilung dieses Gebietes.

Diesem Büchlein, das sich allein der Heimatgeschichte widmet, sollen andere folgen, die weitere heimatkundliche Stoffe (Baudenkmäler, Sagen usw.) behandeln.

**Essener Heimatbuch,** herausgegeben von Heinrich Weselscheid und Otto Lüstner. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main. Subskriptionspreis 9 M.

In prächtiger Ausstattung stellt sich das Essener Heimatbuch vor, das im Auftrage der Interessengemeinschaft für Heimatschutz im Industriegebiet und der Bezirksstelle für Naturdenkmalpflege im Gebiet des Ruhrsiedlungsverbandes herausgegeben wurde.

Ueber den die Werdener Geschichte behandelnden Teil, der einen Auszug aus dem „Abriß der Werdener Geschichte" darstellt, sagt ein Urteil folgendes:

In seinem Beitrag stellt Studiendirektor Körholz nicht etwa nur ein reiches Stück Klostergeschichte dar, das mit der Erwerbung von Grund und Boden in jener Gegend durch den Apostel des Münsterlandes, den hl. Ludger, mit dem Jahre 796 begann, vielmehr steigt zugleich die mehr als tausendjährige, machtvolle Entwicklung der Ruhrlandschaft, die des Klosters zum mittelalterlichen Staatsgebilde, dann zur Stadt, und aus den wechselvollen Kämpfen um den Besitz dieses einstigen Stiftsgebiets auch ein wichtiges Stück preußischer Geschichte herauf. Mit seltener Einfühlung werden auch die kulturgeschichtlichen Lebensäußerungen, Handel und Gewerbe, religiöse Verhältnisse im Mittelalter, im 30jährigen Krieg und in der Zeit der französischen Herrschaft oder die Wirkung der Festlandsperre auf das Wirtschaftsleben bis zum Befreiungsjahr 1813 betrachtet. Das Kapitel der „Entwicklung im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart" bringt eine aufschlußreiche Schilderung des industriellen Aufschwungs seit der Wiedervereinigung mit Preußen, der heimischen Tuchmacherei, des Bergbaus, der Eisenindustrie und der Ruhrschiffahrt. Auch der vielfältige Gewinn, den das gewerbliche wie das kulturelle Leben aus diesem Aufstieg zog und der weitere Blüte verheißt, wird getreu vom Chronisten berücksichtigt und gebucht.

Großes Interesse werden die vorzüglichen Abbildungen finden; manche vortreffliche Bilder der Werdener Baudenkmäler und Kunstschätze werden hier zum ersten Male leicht zugänglich gemacht.

Es würde zu weit führen, alle Beiträge im einzelnen zu würdigen. Es ist ein wirklich allen Kreisen zu empfehlendes Heimatbuch. Für eine bald zu erhoffende Neuauflage wäre vielleicht noch die Aufnahme eines Abschnitts über Volkskunde im weitesten Sinne, z. B. Zusammensetzung und Art der Bevölkerung, Sitten und Bräuche, Mundart, heimische Sagen und Legenden, zu wünschen.

Druck und Verlag von W. Flügge, Werden.